

Der Schluß als Beginn

Zur Generalkongregation der Jesuiten

Obwohl die 32. Generalkongregation des Jesuitenordens, die am 2. Dezember 1974 begann, am 7. März 1975 zum Abschluß kam, ist nur erst eine Zwischenbilanz über sie möglich. Papst Paul VI. hat sich die Prüfung der von der Versammlung verabschiedeten Dokumente vorbehalten. Er hat sein Plazet für vier kleinere Texte, die ihm noch im Februar zugestellt wurden, bereits gegeben; für die wichtigeren, die der Generalobere P. Pedro Arrupe ihm bei der Schlußaudienz am 6. März überreichte, steht es noch aus. Mehrere voraufgegangene Interventionen des Vatikans und die Wirkung, die sie vermeintlich oder tatsächlich auf die Arbeit der Generalkongregation hatten, fanden ihr Echo in der Öffentlichkeit. Sie erschienen einigermaßen sensationell – und waren im Zerrspiegel mancher Publikation fast nicht wiederzuerkennen. So meinten z. B. italienische Zeitungen, die Kongregationsteilnehmer hätten aus Ärger über die Einflußnahmen einen 73jährigen Berater des Generaloberen, der zugleich Beichtvater des Papstes ist, nicht wiedergewählt. In Wirklichkeit ist der Konflikt (wenn davon die Rede sein kann) zwischen dem Papst und dem „Papstorden“ nur *ein*, wenn auch gewiß sehr gewichtiges, Moment in der Gesamtsituation des Ordens und dieser Ordenskongregation.

Die Situation, in der wir leben, ist komplex. Niemand wird sagen wollen, ihre Schwierigkeiten seien nur eingebildet. Die Kirche, die in der Welt ist, ohne von der Welt zu sein, steht in der Spannung zwischen Abkapselung vom lebendigen Geschehen und Auslieferung an den Geist der Zeit. Sie will zumal seit dem letzten Konzil die „Zeichen der Zeit“ erkennen und beachten. Aber deren Deutung und Wertung ist nicht immer einheitlich; sie ist oft gegensätzlich. Der Orden teilt dieses Schicksal der Kirche in der Welt von heute. Er ist ein Teil der Kirche. Ein kleiner Teil. Vielleicht ein in manchem exponierter Teil. Und das erhöht die Gefahr. Hat sich der im 16. Jahrhundert gegründete Orden als Hauptziel „die Ausbreitung und Verteidigung des Glaubens“ vorgenommen, so fordert eben diese Aufgabe heute wohl dringlicher als zuvor die Interpretation des Glaubensguts. Dessen unversehrte Weitergabe ist die eine Seite, seine wirksame Aneignung die andre. Nichts verlangt soviel lebendigen Wandel wie echte Treue zur Tradition. Ist doch auch der Mensch, der stets *derselbe* bleibt, nie schlechthin *der gleiche*. Wer nun aber aus Verantwortung gegenüber den Glaubenden wie den Noch-nicht-Glaubenden allen alles zu werden versucht, um einige zu gewinnen (vgl. 1 Kor 9, 22), wird schwerlich immer auf Anhieb die rechte Grenze zwischen Ausdeutung und Umdeutung zu wahren vermögen. Das gilt für die theologische Wissenschaft, es gilt verstärkt für „Medien“ mit Breitenstreuung. Gewiß: dies ist nicht nur mit Bedauern festzustellen; dem ist nach Kräften abzuhelfen, in gemeinsamer Bemühung. Daß

aber zum Sammeln zu blasen kein Patentrezept ist, zeigten schon die der Kongregation vorliegenden rund tausend Postulate aus den Ordensprovinzen deutlich: die einen begrüßten, was andere ablehnten. Auf der Versammlung selbst war es nicht leicht, sich vor unbesehenem Umgang mit Klischees, wie: „unsere säkularisierte, gott-lose Gegenwart“, zu hüten oder das Eintreten für Gerechtigkeit christlich zu verdeutlichen.

Dabei trat unübersehbar die Verschiedenheit der Probleme je nach der Verschiedenheit der Regionen hervor. Die Vertreter Lateinamerikas rückten, zusammen mit Sekundanten aus aller Welt, von Anfang an nachdrücklich die Notwendigkeit, sich für die ungerechterweise Notleidenden und Unterdrückten einzusetzen, ins Bewußtsein: als Grundoption der Kongregation und des ganzen Ordens. Auch ohne die Illusion, das Image des Ordens von heute auf morgen auf „Einsatz für die Armen“ trimmen zu können, darf doch keine Arbeit diese Ausrichtung vernachlässigen, gar ihr in stillschweigend-einseitiger Parteinahme für die Beati possidentes zuwiderlaufen. Insofern sollten Ordensleute in effektiver Selbstverständlichkeit Menschen für die anderen sein. Das darf und muß als Teilauftrag der Verkündigung des Evangeliums gelten. Denn wie sollten Menschen, die nicht von ihresgleichen Gerechtigkeit und Liebe erfahren, an Gott glauben lernen? Der Dienst am Glauben und insbesondere die dem Orden 1965 von Paul VI. übertragene Auseinandersetzung mit dem Atheismus erheben die Forderung nach allseitiger Solidarität – einer Solidarität, die sich durchaus auch in finanziellem Ausgleich zwischen den mehr und den weniger Besitzenden innerhalb und außerhalb des Ordens zu realisieren hat. Daß Gerechtigkeit nicht nur Sache der materiellen Lebensnotdurft ist, der Mensch vielmehr auch vom Wort Gottes lebt, das einen die Grundrechte des Menschen schützenden Freiheitsraum braucht: das betonten vor allem Patres, die aus kommunistisch regierten Ländern stammen. Delegierte aus Indien, das den Hunger nur zu sehr kennt, traten dafür ein, daß über der noch so notwendigen Veränderung äußerer sozialer Strukturen die „direkte Seelsorge“ nicht zu kurz komme, die persönliche meditative Begegnung mit Gott, die von Mensch zu Mensch übergreifende Erfahrung, was Christus und Christsein bedeute für Zeit und Ewigkeit . . . Ein Kongregationsteilnehmer aus Bombay hat drei Monate hindurch seine Mitbrüder zu einer morgendlichen Stunde der Besinnung eingeladen. Die Kongregation wollte allen Ordensmitgliedern neue Impulse zu persönlichem und gemeinschaftlichem Gebet vermitteln. Auch der jüngste Ordenskontinent Afrika setzte seine Akzente. Das für uns schon sprachlich schwer zu fassende Stichwort lautet „Inkulturation“ (will man „Inkarnation“ vermeiden), und gemeint ist das Einheimischwerden des Christentums in der landeseigenen Kultur und Mentalität, das Finden der je gemäßen Aneignungsformen und Ausdrucksweisen in Kult, Disziplin, Verkündigung und Theologie. Welche Variationsbreite da Platz greifen muß und auf welchem anderen – als dem europäisch-westlichen – Boden diese an sich überall anstehende Aufgabe hier zu leisten ist, das gaben die afrikanischen Diskussionsredner unmittelbar zu spüren.

Die Verschiedenheit ist nicht nur eine extensive Größe, sie betrifft nicht nur die Weltregionen. Pluralität durchzieht allerorts den Orden. Der Spannungsdimensionen sind

viele. Sie wären nur vergrößernd angesprochen durch Gegensätze wie jung und alt, Traditionalisten und Progressive, Großkommunitäten und Kleingruppen. Arbeitsbedingte zentrifugale Tendenzen wirken sich, kaum vermeidbar, aus. Berufsspezialisierung – man sprach von Professionalismus – oder soziales und ausnahmsweise auch politisches Engagement drohen den einzelnen zu absorbieren, in ein Abseits der Eigenständigkeit und Eigenmächtigkeit zu drängen. Die Gefahren heißen dann Orientierungslosigkeit und Desintegration. Es konnte tatsächlich weithin so scheinen, als sei der Orden, auch darin am Schicksal der pilgernden Kirche teilnehmend, unterwegs auf der Suche nach seiner Identität. Man fand die aussagekräftige Formel, der Orden sei im ganzen und in seinen Gruppierungen „*communitas in dispersione*“, Gemeinschaft in der Zerstreuung, Einheit in Pluralität. Neuer Nachdruck wurde auf die Gemeinschaft gelegt. Zunächst auf der lokalen Ebene. Die Ortskommunität soll für einen jeden, auch wenn er auf Einzelposten arbeitet, geistig-seelische Heimat sein. In der Ausbildung sollen erste pastorale Experimente, persönliches und gemeinschaftliches religiöses Leben und die hauptberufliche Aufgabe des Studiums, und zwar strenge Studienforderungen, Hand in Hand gehen. Aber Integration tut not für die ganze Lebenszeit. Vielfältige Formen gemeinsamer Beratung sollen einen Raum eröffnen, in dem individuelles Charisma, Fachwissen, Lebenserfahrung und Verantwortung fürs Ganze zusammenwirken zum „allgemeinen Nutzen“, „zum Aufbau der Gemeinde“ (1 Kor. 12, 7; 14, 5. 12. 26). Dafür, was eine Gemeinschaft der aus allen Weltgegenden (einschließlich Katmandu/Nepal) Versammelten und bald wieder dorthin Zerstreuten bedeuten kann, gab die Kongregation selbst ein wohl für alle Beteiligten sehr eindrucksvolles Zeugnis. Diese Erfahrung der Brüderlichkeit und des Miteinander-Ausharrens in Gebet und Arbeit reicht tiefer als die Dokumente, die aus ihr entstanden, auszudrücken vermögen. Die Identität des Ordens liegt nicht in Formeln und Dekreten; sein Lebensgrund ist die gegenseitige persönliche Mitteilung von Glaubenserfahrung. Ignatius von Loyola, der Meister der geistlichen Unterscheidung, hat Weisungen gegeben, die auch für gemeinsames Überlegen, fürs Miteinandersprechen über wichtige, vielleicht dann und wann lebenswichtige Fragen anwendbar sind. Ist eine Entscheidung zu fällen, liegt diese letztlich beim Oberen. (Für Konfliktfälle wurde einige Vorsorge in bezug auf die Vorgangsweise getroffen.) Der Orden gibt einem jeden durch die Oberen seine Sendung. Auf ihr beruht die Zugehörigkeit zur lokalen Gemeinschaft und zur Ordensprovinz, vor allem aber zum ganzen, weltweiten Orden. Universale Verfügbarkeit ist angezielt.

Die Sendung durch den Orden ist Sendung durch die Kirche. Keiner lebt für sich allein – auch kein Orden. Die Ordensgemeinschaften sind zeitbedingte Lebensgestalten der Kirche. Ignatius hat sich mit seinen Gefährten in besonderer Weise in den Dienst der vom Papst, ihrem „universalen Haupt“, geleiteten Kirche gestellt. Das hat Konsequenzen. Und sie können gegebenenfalls durchaus, wie mans nimmt, leidvoll oder lästig sein. Paul VI. ist der Nachfolger jener Päpste, die das Grundgesetz, nach dem der Orden einstmals angetreten ist, die „*Formula Instituti*“, um die Mitte des 16. Jahrhunderts bestätigten. Er hat die ja wohl stets strittige Grenze zwischen dem Buchstaben

dieses Gründungsdokuments und dem es inspirierenden Geist und damit die Grenze der Veränderungs- und Anpassungsmöglichkeiten, von denen er ausdrücklich sprach, doch enger gezogen, als dies die Kongregation in ihrer Mehrheit wünschte und hoffte. Die Frage, an der dieser „Grenzkonflikt“ aufbrach, war nicht weltbewegend. Es ging um die Ausdehnung des besonderen, dem Papst abgelegten Dienstgelübdes auf alle Ordensmitglieder, auch auf die Laienbrüder. Damit wären die ordensrechtlich noch bestehenden Reste von „Standesunterschieden“ weggefallen. Der Papst befürchtete, daß dadurch die Eigenart des Ordens, als Priesterorden, verwischt werde. Die Kongregation behandelte diese Frage der „Grade“ nicht weiter. Das Bemühen um möglichste Einheit und Gemeinsamkeit aller Ordensmitglieder, das nicht an den institutionellen Rahmen gebunden ist, wurde nicht stillgelegt. Die Besorgnis des Papstes erstreckte sich auch auf einige andere Punkte. Sie hat z. T. gelinde Kompromisse bewirkt, fast ausnahmslos im Sinn eines Revisionsprozesses gegenüber einem allzu stürmischen Anfangselan, der innerhalb der Kongregation bereits im Gang war. Wurde also Wasser in den Wein gegossen, so doch nicht nur mit dem Ergebnis der Verwässerung. Gerade der kritisch Urteilende (und nördlich der Alpen jedenfalls läßt sich nun einmal das kritische Urteil nicht abstellen) wird, unter Umständen selbstkritisch, einräumen, daß auch der Wein zum Teil unausgegoren war und durch Zusätze gewonnen hat. Die Generalkongregation war ein Prüfstand des Dienstes an der konkreten Kirche Jesu Christi, deren Glieder wir durch Gottes Barmherzigkeit sind. Und wer Dienst sagt, der sagt auch Opfer und Treue und (leise:) Liebe. Bekam das Selbstbewußtsein Stöße – frömmerer Jargon würde von Herausforderung zu mehr Demut sprechen –, so ging es doch ohne Bruch der Kontinuität von Wollen und Wirken ab.

Die Fragen sind gestellt, durch die Situation der Glaubensverkündigung, durch den Papst, durch die verschiedenen Arbeitsfelder und die mit uns lebenden konkreten Menschen. „Die wahre Antwort beginnt nun“, sagte P. Arrupe in der Schlußansprache dieser Generalkongregation. Sie wird nicht in Worten, nicht in gesprochenen und nicht in geschriebenen, bestehen müssen, sondern in Werken, im täglichen Tun, in der Durchführung dessen, was diese Kongregation 1974/75 und auch schon die vorangegangene 1965/66 beschlossen haben. „Weder sehnsuchtsvoller Rückblick auf vergangene Herrlichkeit noch die je neuesten Zeitparolen werden unser Dasein als Jesuiten rechtfertigen“: „Unsere Aufgabe ist, das Evangelium entschiedener zu verkünden, und zwar durch das Zeugnis unseres Lebens.“

Walter Kern SJ